

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

König Friedrich als Kriegsherr und Heerführer

Freytag-Loringhoven, Hugo Friedrich

Berlin, 1912

König Friedrich als Kriegsherr und Heerführer.

[urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12688](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12688)

König Friedrich als Kriegsherr und Heerführer.

Vortrag, gehalten am 23. Januar 1912 in der Kriegsakademie aus Anlaß der
200jährigen Wiederkehr der Geburt Friedrichs des Großen

von

Generalmajor Frhr. v. Freytag-Loringhoven.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Eine Betrachtung über die Tätigkeit König Friedrichs als Kriegsherr und Heerführer wird ihren Ausgang von König Friedrich Wilhelm I. zu nehmen haben. Das Ergebnis der Lebensarbeit dieses Monarchen faßt der Sohn in die Worte zusammen: „Wenn es wahr ist, daß wir den Schatten der Eiche, der uns umfängt, der Kraft der Eichel verdanken, die den Baum sprossen ließ, so wird der Erdkreis darin einstimmen, daß in dieses Fürsten Leben voll Arbeit, und in der Weisheit seines Waltens die Urquellen der Wohlfahrt zu erkennen sind, deren das Königshaus nach seinem Tode sich erfreut hat.“*) Von seinem Vater übernahm König Friedrich eine festbegründete Kriegsherrlichkeit, auch diese ein „rocher de bronze“, wie die Souveränität im Staate. Seit Friedrich Wilhelm I. war der König unbeschränkter Herr über alle Truppenteile. Die Offiziere standen zu ihm in einem besonderen persönlichen Verhältnis, das an dasjenige mittelalterlicher Gefolgsleute zu ihrem Dienstherrn erinnert. Nirgends sonst kam das zu jener Zeit in gleicher Weise zum Ausdruck. Der König selbst betrachtete sich als den ersten Offizier seiner Armee. Friedrich Wilhelm I. gab dem preußischen Staat sein besonderes militärisches Gepräge. Mit einer Bevölkerung von 2½ Millionen stand dieser in Europa an zwölfter Stelle, hinsichtlich der Stärke seiner Armee war er der vierte. Das Kantonsreglement ermöglichte es, die hohen Kosten der Ausländerwerbung zu beschränken, und sicherte den Regimentern in Gestalt der in die Kantons beurlaubten Mannschaften eine stets verfügbare Kriegsrserve.

Die Regierung König Friedrich Wilhelms I. ist in hervorragender Weise eine Zeit der Sammlung und der Vorbereitung für eine kommende aktive Politik und große Kampfleistungen gewesen. Es ist als ob die

*) Oeuvres I, angeführt in der stoferischen Übersetzung.
Beibl. 4. III. Wochenbl. 1912. 2./3. Sest.

490456952

Forderung, die der König an seine Potsdamer Riesen stellte: „Geschwind laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, alles in tiefster Stille“, prophetisch werden sollte für eine anbrechende große kriegerische Zeit. Was „in tiefster Stille“ auf den preußischen Exerzierplätzen eingeübt worden war, sollte sich im Schlachtendonner der drei Schlesiſchen Kriege bewähren.

König Friedrich hatte als Kronprinz die Zeit in seinem Rheinsberger Jdyll wohl zu nutzen verstanden. Die Welt zwar wußte nur von seinen schöngeistigen und philosophischen Beschäftigungen, nicht, daß sich in ländlicher Stille ein junger Fürst zu einem *R o n i g - C o n n é t a b l e* vorbereitet hatte. Schon als Kronprinz hatte Friedrich es beklagt, daß sein Vater eine Armee von 80 000 Mann nicht ihrem Werte entsprechend zu verwenden wisse. Seine erste Sorge nach dem Regierungsantritt war, die Armee um 10 000 Mann zu vermehren. Daß er sie zu brauchen gedachte, ließ schon seine Ansprache an die Generale im Berliner Schlosse am Morgen nach dem Tode seines Vaters vermuten, da er betonte, daß die Truppen nicht nur schön, sondern vor allem gut und brauchbar sein müßten. Als er dann zur Besitzergreifung von Schlesien schritt, zum „*R e n d e z v o u s d e s R u h m e s*“ ausbrach, wie er seinen Offizieren sagte, legte die von der Welt bisher verspottete preußische Paradearmee alsbald bei *M o l l w i t z* eine erste glänzende Feuerprobe ab.

Ihr Königlicher Führer freilich war zu jener Zeit noch nicht zum Politiker und Feldherrn großen Stiles herangereift. Noch fehlte ihm das klare Bewußtsein, daß die kleinen Winkelzüge politischer Intrige einem großen Staatswesen niemals frommen können, daß eine Politik, die zum Schwert greift, es erst nach vollem Erfolge niederlegen darf, daß jeder große Kriegszweck Opfer fordert. Es hat noch mancher schmerzlichen Erfahrung bedurft, bis sich König Friedrich endgültig los sagte von den überkommenen kleinen Mitteln der Kabinettspolitik und der Kriegführung seiner Zeit. Er selbst hat damals vom Kriegshandwerk gesagt: „Ich gebe dies Metier zu allen Teufeln und doch treibe ich es gern.“*) So gern er es aber auch treiben mochte, in ihm überwog doch das Verantwortungsgefühl des Trägers der Krone.

Er hat alsbald getrachtet, sich nach gesichertem Gewinn aus dem Streit um die habsburgische Erbschaft herauszuziehen. So schied er sich nach einem zweiten Waffengange bei *Chotusitz* durch einen Sonderfrieden von seinen Verbündeten. Nicht lange darauf sah er sich indessen genötigt, abermals zum Schwerte zu greifen. Ein Staat, der durch seinen Fürsten in die Reihe der großen Mächte eingeführt war, konnte auf die Dauer unmöglich abseits stehen, wo die Wogen eines europäischen Krieges seine

*) Koser, Friedrich der Große, I.

Grenzen umbrandeten. Nur wenn er mit den Waffen machtvoll für seine Interessen eintrat, wahrte er diese gegenüber Feind und Freund.

Diese zweite Schilderhebung nahm keinen glücklichen Verlauf. Mit 80 000 Mann rückte König Friedrich 1744 in Böhmen ein, durch massenhafte Fahnenflucht geschwächt, fand die Armee zu Beginn des Winters in Schlessien Schutz vor den verfolgenden leichten Truppen der Österreicher, nach einem zeitgenössischen Urteil „als ein Haufe Menschen“, nicht aber als eine Armee.*) Um so mehr sollte sich im folgenden Kriegsjahre, nun der König allein auf sich gestellt, sein Land zu verteidigen hatte, zuerst seine ganze Bedeutung als Feldherr erweisen. Wenn je die geheimnisvolle Macht der Persönlichkeit im Kriege hervorgetreten ist, so war es in der Art, wie der König seine entmutigten Truppen aufzurichten wußte, wie er Generale zu entschlossenen Führern machte, bei denen noch im letzten Feldzuge nach Winterfeldts Meinung „die Sentiments unausrottbar eingerissen waren, sich vor dem Feinde nur präcavieren zu wollen.“*) „Empportiert Euch allezeit wie ein tapferer Mann und menagiert den Feind nicht“, so schreibt der König einem von ihnen — „und unterrichtet Euere Offiziers, ebenso gesinnt zu sein. Ich will keine timiden Offiziers haben; wer nicht dreist und herzhast ist, meritiert nicht, in der preußischen Armee zu dienen. Saget solches allen Euren Offiziers und Subalterns.“

Zwei Tage vor Hohenfriedeberg konnte der Geheime Kabinettsrat Eichel dem Minister von Podewils schreiben: „Ich bin so wie alle im hiesigen Lager fast ferme persuadieret, daß wofern des Höchsten Rath nicht ein anderes beschlossen und die Sachen nicht außer dem Lauf der Natur gehen, es bey einer decisiven Affäre nicht anders wie gut und vielleicht sehr gut von Seiner Königlichen Majestät gehen werde.“**) Wenn aber der treue Mann bereits einen Monat zuvor berichten konnte, der König empfinde „gleichsam eine Espèce von Pressentiment, daß vor Deroselben die Sachen endlich doch noch einen guten Pli und Ausschlag nehmen würden“,***) so lagen die Gründe hierfür nicht allein in dem Bewußtsein von dem Zauber der eigenen überragenden Persönlichkeit, das in Friedrich lebte. In ihm hatte sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Gegner im letzten Feldzuge ihre Erfolge doch nur der Manöverstrategie verdankten, daß aber diese versagen mußte, wo ihr nicht die Umstände zu Hilfe kamen. War keine lange Verbindungslinie zu schützen, war man frei von der Sorge um die Magazine, die in den Kriegen des 18. Jahrhunderts eine fast ausschlaggebende Rolle spielten, vertraute der König allein der Beweglichkeit und Schlagfertigkeit seines Heeres, dem Willen zum Siege in der eigenen Brust, dann konnte ihm die österreichisch-

*) Koser, Friedrich der Große, I.

**) Generalstabswerk, Der Zweite Schlessische Krieg II, S. 210.

***) Koser, a. a. D. I.

sächsische Kriegsmacht nicht widerstehen. So haben denn in dem einen Jahre 1745 Hohenfriedeberg und Soor, Katholisch-Hennersdorf und Kesselsdorf dem Preußenkönige und seiner Armee den Ruf der Unbesiegbarkeit erworben. Bewundernd gestand damals der Marschall von Sachsen, dem sonst Vorliebe für Friedrich fern lag: „Das Geschick des Königs von Preußen ist des größtens Lobes der Kenner wert. Alles, was er in diesem Feldzuge ausgeführt hat, ist schön und groß“.

In den folgenden zehn Friedensjahren hat den König der Gedanke niemals verlassen, daß die Weltlage für Preußen — nicht anders als für Preußen-Deutschland jetzt — dauernd eine hohe militärische Kraftanstrengung fordere. Die Stärke der Feldtruppen betrug bald nach Beginn des Siebenjährigen Krieges in 132 Bataillonen, 213 Eskadrons rund 150 000 Mann. Zu Ausgang der Regierung König Friedrichs ist sie bis auf 186 000 Mann angewachsen. Die Verstärkung der Feldarmee zwischen dem Zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege war allerdings nicht erheblich. Sie hatte vorher neben der Infanterie namentlich die Dragoner, vor allem aber die Husaren betroffen. Diese leichte Kavallerie von 8 Regimentern zu je 10 Eskadrons, zu denen während des Siebenjährigen Krieges zwei weitere Regimenter kamen, ist vom Könige erst recht eigentlich geschaffen worden. An leichter Infanterie bestand dauernd nur das Fußjägerkorps. Hinzu traten während des Krieges 28 Freibataillone. Auch nach dem Siebenjährigen Kriege war die Aufstellung der leichten Infanterie im wesentlichen der Mobilmachung vorbehalten. Es sollten alsdann 23 Freibataillone angeworben werden. Zu Festungsbesatzungen dienten die Garnisontruppen. Teile von diesen fanden im Siebenjährigen Kriege ebenso wie die wieder ins Leben tretende Landmiliz auch mit Nutzen Verwendung im Feldkriege.

Mehr noch als in den Truppenvermehrungen kam unter König Friedrich die Notwendigkeit steter Kriegsbereitschaft in der Schulung zum Ausdruck, die er der Armee angeeignet ließ. Schon bald nach seinem Regierungsantritt legte er die bessernde Hand an. So vortrefflich sich die Infanterie bei Mollwitz gehalten hatte, so wenig hatte sich die Kavallerie, diese „Kolosse auf Elefanten“, die der König von seinem Vater übernommen hatte, bewährt. Hier schuf er zuerst Wandel. Unbedingt forderte er von seinen Reitern, daß sie sich nicht attackieren lassen sollten, sondern stets den Feind zuerst attackierten. Die offensive Tendenz, die er nicht müde wurde, allen Truppenführern unausgesetzt einzuprägen, wollte er bei seiner Reiterei im höchsten Maße gepflegt sehen. Es wahrte denn auch nicht lange, bis aus den „strammen Grenadieren zu Pferde“ eine unvergleichliche Schlachtenreiterei von höchster Beweglichkeit wurde. Die lange Dienstzeit gab die Möglichkeit, die Reitkunst des einzelnen Mannes auf eine hohe Stufe zu bringen, und so entstanden jene Centauern-Ge-

schwader, mit denen später Seydlitz nach einem Ausspruch Berenhorsts*) „die Ideen des Königs in die Wirklichkeit ritt“.

Die Lorbeeren des Zweiten Schlesischen Krieges waren dann für König Friedrich nur ein Anreiz sich nicht mit Verbesserungen im einzelnen zu begnügen, sondern in der Schulung der gesamten Armee für den Krieg noch weiter zu gehen. Hierzu dienten ihm die großen Feldmanöver, in denen recht eigentlich der Grund gelegt wurde zu der inneren Überlegenheit der preußischen Armee im Siebenjährigen Kriege. Je mehr die mutmaßlichen Gegner trachteten, sich dem preußischen Vorbilde zu nähern und je weniger der König ihnen gegenüber auf eine ziffernmäßige Überlegenheit rechnen konnte, um so wichtiger war es, hinsichtlich der Beweglichkeit der Truppen und des Geschicks der Führung einen Vorsprung zu behalten. Und das um so mehr als, wie der König sagt:**) „Unsere Kriege kurz und vives seyn müssen, massen es uns nicht konveniret die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt unsere admirable Disciplin fallen machen, und das Land depeupliren, unsere Resources aber erschöpfen würde“.

Wohl besaß die preußische Armee allein schon in ihrer ständigen Kriegsbereitschaft gegenüber den unfertigen Gegnern einen großen Vorsprung, aber ein Krieg, der „kurz und vif“ sein sollte, bedingte nicht nur das Suchen einer baldigen Entscheidung durch die Schlacht, sondern diese Schlacht mußte den Feind vernichtend treffen. Die bloße Parallelschlacht aber, wie sie der damaligen Zeit als eine mittelbare Folge der schwer beweglichen linearen Ordnung entsprach, führte günstigstenfalls nur zu einem Verdrängen des Feindes vom Schlachtfelde, nicht zu seiner Zertrümmerung. Aus solchen Erwägungen ergab sich dem König die berühmte schräge Schlachtordnung, bei der ein Flügel den Angriff, soweit als möglich, umfassend zu führen hatte, während der andere verjagt blieb. Nur bei der Beweglichkeit der trefflich geschulten preußischen Truppen war der linearen Ordnung solches abzugewinnen, konnte es ermöglicht werden, den Feind „auch mit einer inegalen Force zu schlagen“, denn wie der König sagt:***) „eine Armee von 100 000 Mann, wenn sie in der Flanke gefasset wird, kann durch 30 000 Mann geschlagen werden, denn die Affaire decidiret sich sodann geschwinde“.

Die Erfahrung von Hohenfriedeberg, wo der rechte preußische Flügel bereits einen ersten Erfolg zu verzeichnen hatte, bevor der linke den Aufmarsch hatte vollenden können, hat offenbar die Anschauungen des Königs beeinflusst, noch mehr der Verlauf der Schlacht von Soor,

*) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit.

**) Generalprinzipien, 23. Artikel.

***) Generalprinzipien, 22. Artikel, 7.

wo er sich überrascht und bereits selbst überflügelt sah, eine Lage, aus der nur sein rascher Entschluß ihn gerettet hatte, mit der Armee rechts abzumarschieren und sie auf den feindlichen linken Flügel zu werfen.

So sind es die Ergebnisse rastloser Gedankenarbeit im Verein mit den Erfahrungen der beiden ersten Schlesiſchen Kriege, die in der Friedensſchulung ſeines Heeres in den Jahren, die dem Siebenjährigen Kriege vorausgingen, zutage treten. Nur in der Praxis des Manövers konnten die Generale die Sicherheit des Blicks gewinnen, die für das Anſehen und die Durchführung der ſchwierigen Bewegung unter gleichzeitiger Wahrung des Zusammenhangs der Schlachtordnung erforderlich war.

Die erworbenen klaren Anſchauungen vom Kriege ermöglichten dem Könige ſein großartiges erzieheriſches Wirken. An den eigenen Kriegserfahrungen ließ er ſich nicht genügen. Ihnen voraus und neben ihnen her ging ein umfaſſendes Studium, das die geſamte damalige taktiſche und kriegsgeſchichtliche Literatur in ſich begriff. Friedrich liefert den Beweis dafür, daß auch das Genie fleißigen Studiums bedarf, daß eine Lebensarbeit dazu gehört, um ein Feldherr zu werden. Ihm iſt das Ringen nach Klarheit, wie es in der Arbeit mit der Feder zum Ausdruck kommt, Bedürfnis. Unter ſeinen zahlreichen Inſtruktionen, Ordres und Lehrſchriften ſind mit Recht die Generalprinzipien vom Kriege, die 1752 in deutſcher Überſetzung den Generalen zugänglich gemacht wurden, als die „Stammſchrift“) bezeichnet worden, an die ſich viele der ſpäteren Aufſätze des Königs als Ergänzungen anreihen. Dieſe Generalprinzipien tragen den damaligen Verhältniſſen Rechnung, ganze Abſchnitte ſind daher jezt völlig veraltet, dafür aber ſind andere noch heute und für immer gültig. Auf ſie trifft auch jezt noch in vollem Maße zu, was Winterfeldt dem Könige über einen Aufſatz**) nicht lange vor Beginn des Siebenjährigen Krieges ſchreibt, daß ſie eine unſchätzbare Feldapothek bilden, als welche man allzeit ſinnlich bei ſich führen ſollte, ſo daß auch das ſtärkſte feindliche Gift nicht ſchaden könne“. Auch für uns gilt das Wort: „Die Einrichtung meiner Truppen erfordert eine ohnendliche Application***) von denjenigen, ſo ſolche commandiren“, und wir hoffen zuverſichtlich, daß auch jezt noch „ein General ſo bey anderen Völkern vor verwegem paſſiret, bey uns nur thut was nach den ordinären Regeln erfordert wird“, daß er „alles wagen und unternehmen kann, was Menſchen zu executiren möglich iſt“. Und ſind wir nicht alle von der Wahrheit des Satzes überzeugt: „Wenn ihr eine Bataille liefern wollet, ſo ziehet ſo viele Truppen zuſammen als ihr nur immer könnet, denn man

*) Taxis, Friedrich der Große, Militäriſche Schriften.

**) Gedanken und allgemeine Regeln für den Krieg.

***) Generalprinzipien, 1. Artikel.

kann solche niemahlen nützlicher employiren.“*) Auch die neuesten Kriegserfahrungen haben immer wieder bestätigt, daß „bey einem Conseil de guerre der mehreste Theil derer Stimmen allezeit vor die Negative ausfällt“,**) sowie daß „es nur die Exempel und die großen Muster seynd, welche die Menschen ziehen und formiren“.***) Wie treffend schildert nicht der König den bloßen Routinier, wenn er an anderer Stelle sagt:†) „Dem hergebrachten Gange des Dienstes folgen, Sorge für Tisch und Nahrung tragen, marschieren, wenn marschirt wird, sich schlagen, wenn alle anderen sich schlagen, das heißt bei einer großen Zahl von Offizieren gedient und Krieg geführt haben, unter den Waffen grau geworden sein. Von daher stammt diese Anzahl an kleinlichen Dingen hängender Offiziere.“ Das Nachdenken, die Fähigkeit, Ideen zu verbinden — meint der König — unterscheide doch erst den Menschen vom Lasttiere. Den Routinier vergleicht er in wenig schmeichelhafter Weise mit einem alten Maulesel, der dadurch kein besserer Taktiker geworden sei, daß er durch zehn Feldzüge des Prinzen Eugen den Packsattel getragen hätte.

Der Spott kommt freilich aus einem Munde, der wie wenige geistvoll zu spotten wußte, aber die hier geäußerte Verachtung war echt. Der König bemühte sich mit aller Kraft, den geistigen Standpunkt seines Offizierkorps zu heben. Deutlich lassen seine Schriften erkennen, wie hoch ihm der Geist über der Form steht. Wohl schätzt er den Wert der Form, aber wenn er in seinem Lehrgedicht „Die Kriegskunst“ mahnt, die kleinen Dinge des Dienstes genau zu nehmen, weil sie den ersten Schritt zum Siege bilden, so erhebt er sich gerade dort zum höchsten Schwunge. „Seines Gegenstandes ganz voll“, sagt Berenhorst,††) „ging der außerordentliche Monarch bis zum Außersten und sang den Krieg“. Aus den französischen Versen des Gedichts spricht echte kriegerische Leidenschaft, und ohne solche ist überhaupt kein großer Feldherr denkbar. Um so bewundernswerter erscheint des Königs Mäßigung, die ihn — abgesehen von seiner ersten kriegerischen Unternehmung — nur zum Schwerte greifen ließ, wenn das Gebot der Ehre und der Selbsterhaltung ihn dazu nötigten. Er hat im Zweiten Schlesischen Kriege standhaft der Versuchung widerstanden, die Wege eines Karls XII. zu wandeln. Der große Regent in ihm ließ den Eroberer nicht die Überhand gewinnen.

Hierdurch erlangen wir erst das wahre Verständnis für seine Heerführung im Siebenjährigen Kriege. Für seine Gegner war dieser ein

*) Generalprinzipien, 10. Artikel.

**) Generalprinzipien, 25. Artikel.

***) Generalprinzipien, Von denen —.

†) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung.

††) A. a. O.

Kabinettskrieg wie andere, für ihn ein Ringen um das Dasein seines Staates, in dessen Interessen er aufging. Nur er allein konnte das in vollem Maße empfinden, und darum ist seine Kriegsweise von fast allen Zeitgenossen mißverstanden worden. Uns aber ist sie um so verständlicher, weil sie dadurch der neueren Kriegsweise ähnlicher gewesen ist. Dem widerspricht auch nicht das spätere Verhalten des Königs im Bayerischen Erbfolgekriege, wo er in den Bahnen methodischer Kriegführung wandelt. Hier fiel der große Zweck fort. Der ganze Krieg war mehr oder weniger eine bewaffnete Demonstration, die einen hohen Einsatz weder lohnte, noch forderte. Des Königs Kriegsweise im Kampf der sieben Jahre dagegen fußte einerseits auf dem großen staatserkhaltenden Prinzip und andererseits auf der klaren Erkenntnis von der Bedeutung des Angriffs, zu der er sich durchgerungen hatte und die ihn in seiner „Art de la guerre“ vom Führer sagen läßt: „Loin de le recevoir, il donne le combat“, und ihn versichern heißt: „Le sort des assaillants est toujours favorable“.

Völlig dem entspricht das Handeln des Königs zu Beginn des Krieges. Mit heißem Bemühen strebt er nach der Angriffsschlacht, und sie soll entscheidend sein, wie er sie in seiner Lage brauchte. Zu Beginn des Jahres 1757 schreibt er:*) „Es ist also mit unseren Umständen kein Kinderspiel, sondern es gehet auf Kopf und Kragen“. Indessen meint er,**) „120 000 Preußen gegen 140 000 Oesterreicher, sei der Welt Ende“, und er fügt hinzu: „Kommt der Feind, Ich schlage ihm und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts decidiret, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden“. Er will an einer Stelle stark sein, „damit man was rechtes decidiren kann.“ Aus solchen Worten spricht nicht Sucht zum Bataillieren, wie seine Verkleinerer sie ihm vorgeworfen haben, wohl aber echt kriegerischer Genius, der mit Leidenschaft der Schlachtentscheidung zustrebt, der sie sucht in der vollen Erkenntnis von der Bedeutung des Sieges, der in einem „accabler à la fois“ der vereinigten Streitkräfte des Hauses Oesterreich zur Wirklichkeit werden sollte. . . .

Trotz dieser höheren Auffassung vom Kriege, in der Friedrich seine Zeitgenossen weit überragt, hat er sich im wesentlichen seiner Zeit nicht entfremdet, und wenn er der Kriegführung einen höheren geistigen Inhalt gab, so hat er die überlieferten Formen doch bewahrt, denn allzu fest waren sie mit dem ganzen Aufbau und dem Wesen seines Staats ver-

*) Politische Korrespondenz XIV, 8498.

**) Politische Korrespondenz XIV, 8488.

bunden. Er selbst hatte von den begrenzten Mitteln seiner Zeit eine sehr lebhaft empfundene.“*)

Schon in den ersten beiden Kriegen war ihm zum Bewußtsein gekommen, wie wenig geeignet die Heere von damals für weit ausgreifende Offensivunternehmungen waren. Ausdrücklich warnt er daher vor solchen, die er als „Pointen“ bezeichnet. Die Armee war abhängig von ihren Magazinen. Sie bestand zur Hälfte aus geworbenen Mannschaften und mußte immer erst wieder in den Winterquartieren mühsam ergänzt werden. Ihr, wie bei einem Heere, das sich auf die ganze Volkskraft stützt, im Laufe der Operationen Truppen nachzuschicken, war nicht möglich. Schon Clausewitz hat treffend bemerkt, daß die Schlacht von Kolin unfehlbar gewonnen worden wäre, wenn dem Könige nach der Schlacht bei Prag auch nur 20 000 Mann an Ersatzmannschaften und Reserven hätten nachgeführt werden können.

Wie auf operativem Gebiet dem Könige Schranken gezogen waren, so auch auf taktischem. So schwer auch die lineare Ordnung zu handhaben war, er hat sie dennoch beibehalten, wiewohl sein schräger Angriff im Grunde nur bei Leuthen in vollem Maße geglückt ist, bei Kolin, bei Zorndorf und vollends bei Kunersdorf aber mißlang. Es waren jedesmal andere Gründe, die hierzu den Anlaß boten, und nicht wenig hat dazu beigetragen, daß die Armee der späteren Jahre des Krieges nicht mehr die gleiche war wie zu Anfang. Nach Kunersdorf, als es zeitweilig schien als sei es unmöglich, sich der von allen Seiten andringenden Gegner zu erwehren, klagt der König, daß er nicht mehr über die Armee des Jahres 1757 verfüge. Wohl ließen die Truppen sich willig gegen die starken Stellungen des Feindes führen, wohl gelang es bis zuletzt die Rekruten in den wenigen Monaten der Winterquartiere einzudrillen, aber sie waren jenen älteren Mannschaften nicht vergleichbar, die in den Weinbergen bei Lobositz, wo Richtung und Zusammenhang vollständig verloren gingen, ohne weiteres ein Schützengefecht zu improvisieren wußten, und die bei Prag in dichten stehenden Schützenmassen trotz stärkster Vermischung der Verbände zu siegen verstanden. Schon diese Schlacht hatte nach des Königs eigenen Worten „die Säulen der preussischen Infanterie“ dahingerafft, und immer weitere Opfer hatte der Krieg gefordert. Als halbe, ja als völlige Kinder traten die Söhne des Adels als Offiziere an die Stellen ihrer älteren Brüder und Vettern, die für den König ihr Leben gelassen hatten. Die neu aufgerückten Generale und Stabsoffiziere besaßen nicht mehr die Schulung der großen Friedensübungen. Die Manövrierfähigkeit der Armee war nicht mehr die alte.

*) Generalstabswerk, Der Siebenjährige Krieg, Band II: Prag, Band III: Betrachtungen (der Feder des Vortragenden entstammend).

Es hatte nicht in König Friedrichs Macht gelegen, den Kampf, zu dem er 1756 ausgezogen war, „kurz und vif“ zu gestalten. Die Abnutzung seiner Armee mußte ihn daher in den letzten Jahren des Krieges auf andere Mittel sinnen lassen wie zu Anfang. Schon Ende 1758 schreibt er:*) „Unsere Infanterie, durch Niederlagen wie durch Siege entkräftet und entartet, verlangt mit Schonung zu schwierigen Unternehmungen geführt zu werden. Man muß sich nach ihrem inneren Werte richten. . . Das System einer zahlreichen Artillerie muß man, so unbequem es auch sein mag, annehmen. Ich habe die unsrige beträchtlich vermehrt, so daß sie im Notfall unsere Infanterie ersetzen kann, deren Material sich, je mehr sich der Krieg in die Länge zieht, verschlechtern wird.“ Die in 62 Bataillonen, 102 Eskadrons 44 000 Mann zählende Armee, mit der der König seine letzte große Angriffsschlacht bei Torgau schlug, führte neben ihren Bataillonsgeschützen nicht weniger als 132 schwere Geschütze mit sich, die in sogenannten Brigaden zu 10 Geschützen zwischen den Infanterie-Brigaden in die Marschkolonne eingereiht waren. Wie auf diesem Gebiet, sah sich der König gezwungen auch in anderer Hinsicht, manches von der Kriegsweise der Gegner anzunehmen.

Nicht ein Wandel in seinen Grundanschauungen ist es, dem wir hier begegnen, sondern nur einer hohen Anpassungsfähigkeit. Noch nach dem Kriege schreibt er:**) „Die Kriegskunst verdient ein fortwährendes Studium, wenn man sie sich gründlich zu eigen machen will. Ich bin weit entfernt, mir zu schmeicheln, sie erschöpft zu haben; ich bin sogar der Ansicht, daß eines Menschen Leben nicht hinreicht, um diese Kunst voll- auf zu erfassen, weil ich von einem Feldzuge zum andern neue Grund- sätze und Erfahrungen gewonnen habe.“

Er vereinigt in den letzten Jahren des Krieges in bewundernswerter Weise höchste Mäßigung und weises Aufsparen der Kräfte mit kühnstem Wagen. Dieser offensivste aller Feldherren, wie ihn Clausewitz genannt hat, verfällt 1761 bei Bunzelwitz auf das Mittel eines verschanzten Lagers. Wo er aber angreift, geschieht es nach wie vor im Sinne eines entscheidungsuchenden Schlages wie 1760 bei Torgau. Hier erhebt er sich zur größten Kühnheit und führt zwei Drittel seiner Armee durch ausgedehnte Waldungen in den Rücken des Feindes, den er in der Front mit einem Drittel seiner Kräfte festhält. Es ist kein Zweifel, er ist auch der kühnste aller Feldherren, an Kühnheit überragt er Napoleon bei weitem.

Die neuere Kriegführung stammt allerdings von Napoleon. Aus seinen Kriegen ist für uns unmittelbar mehr zu lernen, denn sein Handeln vollzieht sich auf einer Grundlage und unter Aufwendung von Mitteln, die unseren heutigen Verhältnissen ähnlicher sind, als die unter Friedrich

*) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung.

**) Militärisches Testament. 1768.

dem Großen bestehenden. Wiederum mit anderen Faktoren hatte Moltke zu rechnen, und die Verschiedenheit zwischen unseren heutigen Heeresstärken und denjenigen von 1870 bedingt zum Teil wieder ein anderes Verfahren. Darum können Grundsätze und Erfahrungen der Friderizianischen Zeit hinsichtlich der Technik der Heerführung jetzt nur noch eine sehr bedingte Gültigkeit beanspruchen. Bei den gesteigerten Massen sind alle Entschlüsse von noch größerer Tragweite. Die kleinen Armeen des 18. Jahrhunderts führten sich anders als jetzige große Verbände. Der heutige Heerführer muß sein Werk vielen Mithandelnden anvertrauen, selbst der Korpsführer vermag bei unserer Kampfweise nur ausnahmsweise das Gefechtsfeld seiner Truppe völlig zu übersehen. Der „coup d'oeuil“ des Generals, von dem König Friedrich spricht, ist auch heute noch Bedingung des Erfolges, aber hinsichtlich der Truppen hatte er zu seiner Zeit auch in körperlichem Sinn Gültigkeit, heute für den höheren Führer vorwiegend nur noch in geistiger Beziehung.

Das Volkshער im Verein mit der fortgeschrittenen Technik verleiht einerseits der Kriegführung eine früher ungeahnte Kraft, andererseits ist es im Vergleich zu den zum großen Teil aus Berufsoldaten zusammengesetzten älteren Heeren empfindlicher und der Suggestion zugänglicher. Wie sicher mögen die kriegsgewohnten Truppen, vor allem die erprobten Führer unter König Friedrich der Gefahr entgegengesehen haben, während wir mitten aus der Friedensgewohnheit in den Krieg versetzt werden, den keine Vorübung, welcher Art sie auch sein möge, uns ganz ersetzen kann. Wie viel unmittelbarer teilte sich die Persönlichkeit des Königs seinen Truppen mit als es heute einem Heerführer möglich sein wird.

Zwar hat er nach dem Siebenjährigen Kriege gelegentlich ausgesprochen, die Ambition vermöge nicht auf den Troupier zu wirken, „alles was man aus ihm machen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihm den Korpsgeist beibringt, d. h. eine höhere Meinung von seinem Regiment als von allen Truppen des Weltalls, und da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn durch die größten Gefahren hindurchführen müssen, so muß er seine Offiziere mehr fürchten, als die Gefahren, denen man ihn aussetzt“. Sonach könnte es scheinen, als habe der König wenig von der Einwirkung auf den gemeinen Mann seiner Zeit gehalten. Demgegenüber stehen jedoch mehrfache frühere Äußerungen, in denen er den Mannschaften das höchste Lob spendet, und viele kernige Worte sind uns erhalten geblieben, mit denen er anfeuernd auf seine Bataillone wirkte oder sie nach Niederlagen aufzurichten suchte. Die langjährige Gewohnheit des Feldlagers und gemeinsam überstandene Gefahren woben ein Band fester Kameradschaft, das die Mannschaften nicht minder wie die Offiziere mit ihrem königlichen Führer verknüpfte. Diese Veteranen hingen mit schwärmerischer Liebe an ihrem Vater Fritz, der sie so oft den feindlichen

Feuerschlünden entgegengeführt, so manche Nacht mit ihnen am Lagerfeuer gewacht hatte, der zu ihnen in derber soldatischer Mundart sprach, als sei er, der philosophische König, der französisch schrieb, französisch dachte, ganz einer der ihrigen. Und er war es! Erwuchs doch die Kraft, ganz Europa zu trotzen, im letzten Grunde seiner warmen Heimatsliebe. Er hat den Sohn der Mark darin nie verleugnet.

Der begeisterten Verehrung, die der König bei hoch und niedrig im Heere genoß, hat auch seine schonungslose Härte, die er gelegentlich übte, keinen Eintrag getan. Man fühlte durch: er hatte ein Recht hart zu sein, er mußte das schwerste fordern, wenn Staat und Armee die furchtbaren Krisen überdauern sollten. Und war er nicht vor allem hart gegen sich selbst? Unermüdlisch im Sattel, fieberkrank und von der Gicht geplagt hat er seinen Feldherrnpflichten obgelegen, rücksichtslos seine Person immer wieder dem feindlichen Feuer ausgesetzt. „Das Getöse der Kanonenkugeln hatte zu keiner Zeit den geringsten Einfluß auf seinen Anstand“, ist von ihm gesagt worden.*) Wie jeder, den die Tragik des Lebens angefaßt hat, dachte er über dessen Wert gering und forderte die gleiche Auffassung von anderen.

Gefürchtet war seine Härte freilich. Die Selbsttätigkeit der Generale ist in den späteren Jahren des Krieges oft durch die Furcht vor dem Zorn des Gebieters gelähmt worden. Ganze Truppenteile haben es noch lange im Frieden zu empfinden gehabt, wenn sie dem Könige vor dem Feinde nicht voll genügt hatten. Als er einem Regiment zehn Jahre nach dem Kriege endlich wieder einmal seine Zufriedenheit zu erkennen gab, umdrängte ihn das Offizierkorps in heller Freude. Und dieser Eindruck wirkte derart auf ihn, daß er, von Rührung überwältigt, keine Worte fand und nur noch die Wiederverleihung des Grenadiermarsches an das Regiment auszusprechen vermochte. Sein großes Herz war in der Tat wie jedes wahrhaft große weich, und seine Härte vielfach nur eine Maske, die ihm einst das Gebot der Pflicht auferlegt hatte, und die ihm dann freilich unter der Einwirkung bitterer Prüfungen mehr oder weniger zur zweiten Natur geworden war.

Je mehr König Friedrich der preußischen Armee den Stempel seines Wirkens aufgedrückt hat, um so mehr haben die Nachfahren geglaubt, die äußere Form in Heerwesen und Fechtweise, wie sie unter ihm bestanden, wahren zu müssen. Sie wußten nicht, sich den echten Gehalt Friderizianischer Heerführung als die eigentliche große Tradition zu erhalten. Statt dem Könige im Geiste nachzustreben und seine Einrichtungen fortzubilden, suchten sie ihr Heil in blinder Nachahmung. Nicht die Führer, unter deren Händen 20 Jahre nach des Königs Tode sein ruhmvolles Heer zerging, sind die wahren Erben Friderizianischen Geistes, sondern

*) Berenhorst, a. a. O.

die Helden des Befreiungskrieges. Sie alle: Blücher, Scharnhorst, York, Bülow, Gneisenau, Grolman, Boyen, waren bewußt Friderizianisch und gaben es kund, so sehr sie es verstanden, Napoleon mit seinen eigenen Mitteln zu bekämpfen. Hatte doch schon der König gesagt, man müsse das, was man gutes in der Methode des Feindes finde, nachahmen.*)

Haben wir es Clausewitz zu danken, wenn die Grundsätze Napoleonischer Heerführung später bei uns Eingang fanden und fortlebten, während sie in Frankreich vergessen wurden, so ist er uns nicht minder der wahre Vermittler Friderizianischen Geistes gewesen. Richtete er doch ganz in diesem Geiste vor dem Befreiungskriege an den Erben der preußischen Krone die Worte: „Die gefährlichsten Lagen muß man sich am häufigsten denken und am besten darüber mit sich einig werden. Das führt zu heroischen Entschlüssen aus den Gründen der Vernunft“, und weiter: „Man muß sich mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, ihn immerfort bei sich nähren, sich ganz daran gewöhnen. Friedrich den Großen hat dieser Gedanke gewiß oft beschäftigt; weil er vertraut damit war, unternahm er an jenem denkwürdigen 5. Dezember den Angriff auf Leuthen.“

Dieser ethische Gehalt der Lehren, die wir aus Friedrichs Heldenleben schöpfen, hat die langen öden Friedensjahre, die auf 1815 folgten, überdauert. Er klingt wieder in der Forderung Friedrich Karls, der Soldat müsse so erzogen werden, daß auf dem Schlachtfelde der Feldherr auf seinen Zügen die Frage lese: „Herr, wo befehlst du, daß wir sterben sollen?“ Und die Bataillone des III. Armeekorps haben bei Spichern und Wionville wahrlich diese Frage zu stellen gewußt.

Wir aber werden nicht darauf rechnen können, in Zukunft einer ununterbrochenen Reihe von Siegen entgegenzugehen, wie damals im Jahre 1870. Wenn uns dann erst nach zähem Ringen, vielleicht erst nach einzelnen Rückschlägen der Erfolg werden sollte, so wollen wir den Blick auf König Friedrich richten.

Der im Grunde unerschütterliche Optimismus seiner großen Seele, das ruhige Vertrauen in die Überlegenheit preußischer Truppen, seine unbeugsame Festigkeit im Unglück, sein Aufgehen in der großen Sache des Vaterlandes, sein hohes königliches Pflichtgefühl mögen uns begeistern, auf daß wir in der Stunde der Gefahr als echte, seiner würdige Preußen erfunden werden, auf daß auch von uns der König gleich seinem großen Ahnherrn sagen möge: „Die besten Alliierten, so wir haben, sind unsere eigenen Truppen“.**)

*) Betrachtung über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung.

***) Moser, Friedrich der Große, I.